

Frauenstimme

Nr. 1 * 48 Jahrgang

Beilage zum Vorwärts

8. Januar 1931

Frauen, wehrt euch!

Liebt ihr die Knete oder die Freiheit?!

Wenn Herr Dr. Feder, der nationalsozialistische Abgeordnete und Vertraute des „großen“ Adolf Hitler, sagt:

„Die Frau muß wieder Magd und Dienerin werden“.

so ist das mehr als eine Phrase; es ist ein Programm wie einst die Worte Wilhelms des Zweiten: „Für die Frau sind Küche, Kinder da“ ein Programm darstellend. Wem könnte ein Zweifel darüber aufkommen, daß wir gerade in der Frage des Frauenrechtes uns mitten in einer reaktionären Welle befinden! Ist es ein Zufall, daß heute die Frauen im Reichstage nur noch reichlich sechs Prozent der gesamten Abgeordnetenzahl ausmachen, während der Prozentsatz in der Deutschen Nationalversammlung fast neun Prozent betrug? Nein — es ist eine Folge der Umschichtungen der Parteien, eine Folge der Tatsache, daß an die Stelle der ursprünglichen bürgerlichen Parteien mehr und mehr Fraktionen getreten sind, die das Frauenwahlrecht, zum mindesten aber das passive Wahlrecht der Frau, grundsätzlich ablehnen. Das sind die ständlichen Parteien, wie Wirtschaftspartei und Landvolk; es ist aber vor allem die zweitgrößte Fraktion des Reichstages, die sogenannte Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei, die unter ihren 107 Abgeordneten nicht eine einzige Frau hat und auf eine entsprechende Bemerkung des Führers der Bayerischen Volkspartei diese Tatsache mit einem „Gott sei Dank“ unterstreicht!

Ist es nun aber so gleichgültig, ob die Frauen durch Geschlechtsgenossinnen im Parlament vertreten sind? Lernen wir aus zwei Beispielen: eine der wichtigsten politischen oder vielmehr richtiger gesagt politischen Lebensfragen für die Frau ist die Stellung der Frau zur Mutter. Die sozialdemokratische Reichstagsfraktion, die in der Deutschen Nationalversammlung 19 Frauen von insgesamt 165 Mitgliedern zählte und heute 16 Frauen unter 143 Mitgliedern zählt, hat seit zwölf Jahren den Kampf geführt um eine Versorgung der Mutter, die der Frau die Mutterschaft nicht zur Qual macht. Hat sie auch nicht alles erreicht, so ist die heutige Wochenhilfe doch als ein großer Fortschritt anzusehen. Anders die frauenlose nationalsozialistische Reichstagsfraktion. Sie stellte im letzten Reichstage den folgenden Antrag:

„Wer es unternimmt, die natürliche Fruchtbarkeit des deutschen Volkes zum Schaden der Nation künstlich zu hemmen oder in Wort, Schrift, Druck, Bild oder in anderer Weise solche Bestrebungen fördert, wird mit Zuchthaus bestraft.“

Also Zuchthaus nicht nur für Schwangerschaftsunterbrechung, sondern für Geburtenverhütung!

Und ein zweites Beispiel: Für Millionen von Frauen ist die Frage der Berufs möglichkeit genau in demselben Maße eine Lebensfrage wie für die Männer. Der Krieg hat den Frauenüberschuß in Deutschland so gewaltig ansteigen lassen, daß jede fünfte bis sechste Frau unverheiratet, also auch in ihrer wirtschaftlichen Existenz auf sich selbst gestellt, durchs Leben gehen muß. Deshalb kämpfen die Sozialdemokraten in Partei und Gewerkschaften mit aller Energie um die wirtschaftliche Gleichstellung der Frau. Anders Parteien, in denen Frauen nichts zu sagen haben, wie die Wirtschaftspartei. Unter dem 11. Dezember hat diese Fraktion einen Antrag eingebracht, in dem unter anderem die Reichsregierung eruchtet wird:

„bei allen Reichs-, Staats- und Gemeindebehörden jede weitere Einstellung von weiblichem Personal auf das absolut erforderliche Maß zu beschränken, die bereits im Reichs-, Staats- und Gemeindebedienst sich befindlichen weiblichen Kräfte, insbesondere diejenigen, die Männerstellen bekleiden, ab-

zubauen, soweit diese nicht eine Verpflichtung zum Unterhalt der Eltern haben, oder soweit nachweisbar keine Mittel für den Lebensunterhalt vorhanden sind, oder deren Belastung ein dringendes Erfordernis ist.“

Was bedeutet das anders, als das Eigenleben der Frau wieder zerstören, sie wieder hinzuweisen auf die einzige Möglichkeit zu leben, nämlich die Versorgung durch den Mann! Wer zweifelt daran, daß dieser Vorstoß bei den Behörden nur ein Anfang ist, dem ein weiterer Vorstoß im Wirtschaftsleben nur zu bald folgen wird. So zeigen diese beiden Beispiele, die durch andere ergänzt werden könnten, wie

in dem Augenblick, da die politischen Rechte der Frau zurückgedrängt werden, auch ihre Stellung im Berufs- und Frauenleben in die schwerste Gefahr gerät.

Darum gilt es, mit aller Kraft den ersten Anfängen zu wehren!

Vor diese Aufgabe stellt uns Frauen das neue Jahr! Selber müssen wir es erleben, wie irreführend, vielleicht auch in ihrem ganzen Frauen- und Menschenleben unbefriedigende Frauen heute Männern wie Hitler und Goebbels jubeln! Fast ist man versucht, dabei zu denken an die kulturell zurückgebliebene slawische Frau von vor hundert Jahren, von der uns die Schriftsteller erzählen, daß sie nur lieben konnte, wo sie die Knete zu fühlen bekam! Denn auch

die Frauen, die den Nationalsozialisten nachlaufen, lieben die Knete,

nur, daß sie sich dessen größtenteils nicht bewußt sind. Darum ist es an uns, den Frauen zu sagen, welches Unheil ihnen droht! Hat uns nicht das eine Jahrzehnt deutscher Demokratie und deutschen Frauenrechtes gezeigt, daß nur dieses Recht uns die Möglichkeit gibt, zu schaffen, was der arbeitenden, der besitzlosen Bevölkerung erst ein menschenwürdiges Dasein sichert? Warum hat das kaiserliche reiche Deutschland nicht bereits alle jene sozialen Einrichtungen für Alte, Kranke, Wöchnerinnen, Kinder, Jugendlichen geschaffen, die trotz aller Not der Nachkriegszeit in den letzten zwölf Jahren entstanden sind? Warum mußten erst jetzt Erholungsstätten, Grünanlagen, Spielplätze für die arbeitende Jugend hergestellt, gesunde Arbeiterwohnungen gebaut werden, anstatt daß all das schon einige Jahrzehnte früher von dem wirtschaftlich in Vollblüte stehenden Deutschland angelegt wurde? Weil Arbeiter und Frauen früher von jedem maßgebenden Einfluß ausgeschaltet waren, weil der Besitzende kein Interesse für derartige soziale Einrichtungen hat, — weil erst im republikanischen Deutschland jene Kreise zu Mitbestimmungsrecht kamen, für die solche Volkserholungsstätten die Vorbedingung für körperliche und geistige Befundung sind!

Deshalb kann die Diktatur eines Mannes — mag er Hitler oder Mussolini heißen — uns Frauen nicht vorwärts helfen; sie kann uns nur erniedrigen,

sie kann uns nur zurückwerfen auf dem Wege zu wirtschaftlicher, geistiger und menschlicher Befreiung, um die wir kämpfen. Wenn wir also wissen, daß das Jahr 1931 ein politisches Kampfsjahr werden wird, ein Jahr des Ringens zwischen den Anhängern der Diktatur und den Verteidigern der Volksrechte, so muß uns dieses Jahr an der Seite derjenigen finden, die das Menschenrecht und die Menschenwürde verteidigen, der Männer und Frauen der arbeitenden Schichten, also an der Seite der treuesten Republikaner, der Sozialdemokraten. Luise Schroeder, M. d. R.

Als Frau in Rußland, 1930.

In der weichen Klasse / Fünfjahresplan, Wanzen und kein Kochgeschirr. Der Zar in Deutschland.

Als wir uns zu unserer Rußlandreise rüsteten, wurden wir von Kollegen meines Mannes darauf hingewiesen, daß die Lebensmittelknappheit derart groß sei, daß wir vorsorglich einen ganzen Koffer voll Konserven, Schinken usw. einpackten. Besonders mir wurden gutgemeinte Warnungen zuteil. Ich schlug jedoch alles in den Wind und stellte mir die Sache halb so wild vor, war ich doch schon einmal in der Sowjetunion im Jahre 1928 und bin heil wieder herausgekommen, also glaubte ich zu den schlimmsten Befürchtungen keinen Anlaß zu haben.

In der polnischen Grenze verließen wir den Zug und gehen in den russischen. Eine halbe Stunde, nachdem wir den Triumphbogen mit der Aufschrift: „Proletarier aller Länder, vereinigt euch“ durchfahren haben, landeten wir an der russischen Grenzstation. Die Zollbeamten waren höflich, das große Gepäck brauchten wir gar nicht öffnen, jedenfalls wegen Zeitmangel. Uns war das natürlich der zollpflichtigen Lebensmittel wegen sehr angenehm. In meiner illustrierten Zeitung fiel dem Beamten das fettgedruckte Wort „Baklan“ auf die Nerven, und er konfiszierte mir daraufhin alle Zeitschriften. Mit dem Bemerkten: „jescho nada“ = noch notwendig, nahm ich ihm die Zeitungen einfach wieder weg und er gab sich auch zufrieden.

Auf dem Bahnsteig umdrängte uns viel Volk, traurige, zerlumpte und unterernährte Gestalten. Teils betrachteten sie uns mit Neugierde, teils waren sie zu stupide, um überhaupt eine Seelenregung von sich zu geben, der größte Teil aber bettelte. Wir wurden als

Reisende der weichen Klasse

und überhaupt als Ausländer mit einer gewissen Rücksicht behandelt, jedoch mit allen anderen wird so verfahren, als ob sie nicht da sind. Ich habe zum Beispiel auf jeder Station beobachtet, daß der Zug abfährt, gleichgültig ob die Menschen wie Trauben am Eingang hängen, herunterspringen, fallen und sich Hals und Genick brechen, oder ob so fünfzig Personen noch eine Strecke mitlaufen, dann das Nucklose einsehen und zurückbleiben. Sie legen sich dann wieder auf den Bahnsteig auf ihre Bündel und Kumpen, und warten auf den nächsten Zug, der in 24 Stunden kommen soll. Vielleicht hat derselbe mal weniger als 6 bis 8 Stunden Verspätung und vielleicht kommen sie dann mit diesem mit. Wenn nicht: „Ritschewo“, der Russe hat viel Geduld und Zeit.

Wir fahren durch die Ukraine. Wenig Wald, aber viel Getreide, nur alles sehr unregelmäßig bebaut. Auf keiner Station gibt es etwas zu trinken oder zu essen, jedoch sagte auf mein Befragen der freundliche alte Schaffner, in einer Stunde wären wir so weit, da gibt es „Objedat“ = Mittagessen. Nach drei Stunden fährt endlich der Zug ein, alles stürzt heraus, dann stellt man sich an der Kasse an und kauft einen Bon, und wenn man dann Glück und noch Zeit hat, bekommt man Mittagessen. Wir wollten gerne und konnten nicht. Serviert wurde uns ein undefinierbares Etwas, von ungeschicklichen Kellnern serviert. Es stellte sich heraus als Rudein mit weißem Käse. Der

Hauptbestandteil der Rudein war jedenfalls Gips.

und der Käse sauer wie Essig. Auch für den ungewöhnten Gaumen ungenießbar. In Kiew versuchte ich zu trinken zu bekommen, aber es ist unmöglich, den Bahnsteig zu verlassen, da man einfach nicht heraus kommt. Die Menschen drängen von draußen herein, und weicht man nicht aus, wird man eben einfach überannt. Ein Aus-dem-Wege-gehen existiert überhaupt nicht, es rennt einer auf den anderen los, und wer schwächer ist, fliegt beiseite.

Amern Mittag Charkow! Kolossale Gegensätze nahm ich hier wahr. Auf einer Anhöhe steht ein großes imposantes Gebäude, ganz amerikanischer Stil, daneben alte verfallene Wohnhäuser von außerordentlich tristem Aussehen. Überall ist das Straßenpflaster aufgerissen. Man hat den Eindruck: „hier hat eben Krieg gehaust“. Viele Menschen sieht man auf der Straße. Die Frauen und Mädchen alle geschminkt, was bei der armseligen Kleidung einen traurigen Eindruck macht.

Im größten Hotel der Stadt haben wir um ein Zimmer, jedoch wurde uns sehr gleichgültig bedeutet, daß kein frei wäre. Zum Abend bekamen wir eins in Aussicht gestellt; also warten, da unsere telephonische Anfrage in anderen Hotels das gleiche negative Resultat ergab. Wir gingen in den mit bemerkenswerter Sauberkeit hergerichteten Speisesaal und ließen uns Mittagessen servieren. Es kommen soviel Menschen dorthin, daß der Platz bei weitem nicht reicht. Wir bekamen Suppe, Hammelkotelett und etwas Kompott.

Bei unserem Hunger war uns die Qualität höchst gleichgültig, wir aßen, was wir eben bekamen, hauptsächlich um den Magen zu füllen. Diejenigen nun, welche keinen Platz bekommen,

stellen sich hinter die Stühle derer, die schon beim Kompott sind.

Es ist recht ungemütlich, wenn beim Essen jemand die Stuhllehne umklammert und darauf wartet, bis man aufsteht.

Abends bekamen wir wider Erwarten ein Zimmer, sogar mit zwei eisernen Betten, Baumwolldecken, Tisch und Stühlen. Die Übernachtung kostete die Kleinigkeit von 25 R. Handtücher und so etwas gibt es ebenfalls nicht.

Am nächsten Tage hinein an den Charkow-Kostower Zug. Die Fahrt geht jetzt nach Süden und es wird immer wärmer, je weiter wir uns dem Asowschen Meer nähern. In Taganrog gab es endlich Karfan, das ist eine Art Mineralwasser, zu kaufen. Kein Mensch hatte jedoch kleines Geld zum Wechseln, also mußten wir verzichten, um nicht einen Fäulnisbelsch für eine Flasche zu bezahlen. Wir haben sehr unter dem Durst gelitten, doch gab es nirgends etwas Trinkbares.

In Kostow am Don wieder umsteigen. Welche Klasse gibt es nicht mehr, und wer in Rußland einmal harte Klasse gefahren ist, weiß, daß man lieber ein paar Tage wartet, um eine Karte für die höhere Wagenklasse zu erlangen. Dank der russisch geschriebenen „Kommandierowka“ der Handelsvertretung in Berlin, welche uns „Schutz und Hilfe jeder Behörde innerhalb der Sowjetunion“ zusichert, gelang es uns aber doch, zwei Karten für die welche Wagenklasse zu erhalten. Es ging nun wieder ein Stück nordwärts, direkt am Ufer des Donez entlang. Am sechsten Tage unserer Reise war endlich die Bahnfahrt beendet.

Sch. ist eine kleine Stadt, deren Mittelpunkt die Hauptverwaltungen der in der Umgebung liegenden Kohlenfläze bilden. Wir ließen uns

zum Truffbüro

befördern, wo wir unseren endgültigen Bestimmungsort erfahren sollten. Es bot uns dort niemand eine Sitzgelegenheit an, was uns veranlaßte, auf dem Tisch Platz zu nehmen. Es war dies schon ein Zeichen der beginnenden Akklimatisation bei uns. „Also Ihren Bestimmungsort können Sie heute nicht mehr erreichen, dazu ist eine Fahrt über die Steppe erforderlich. Sie übernachten hier bei einer russischen Familie“. Auf meine Anfrage nach Essen wurde uns mitgeteilt, daß es hier ein „Dom-Prisjedsch“, Haus für Ankommende, gibt, in dem wir versorgt werden. Durch tagelanges Darben waren unsere Erwartungen sowieso nicht sehr hoch, aber was uns hier geboten wurde, überstieg doch die Grenzen. Es empfing uns ein Raum mit rohen Holzwänden, an jeder Seite ein Bett, in dem sich je ein Mann herumlummelte. In der Mitte stand der Tisch, mit Wachs- und bezogen, und Fliegen waren derart viel da, daß wir uns ihrer nicht erwehren konnten. In der Suppe schwammen sie umher, setzten sich ungeniert aufs Hauptgericht, welches aus Kartoffelbrei, gebraten in einem stinkigen Öl, bestand. Ungenießbar! Am anderen Morgen ging es hinein

In die Steppe.

Dedes, unfruchtbares Land, ab und zu etwas Mais und Sonnenblumen. Auf dem Wege ein Pierdegerippe, ein wenig weiter lag ein totes Schaf, von dem nur noch die Knochen und das Fell übrig waren. Ein Fuhrwerk kam uns entgegen, von Kamelen gezogen. Sonst ein großes Schweigen um uns herum. Nach dreistündiger Fahrt tauchten in der Ferne einige Fördertürme auf. Witten in der Steppe werden hier Kohlen zutage gefördert. Eine kleine Ansiedlung nahm uns auf und der Wagen hielt vor dem Verwaltungsgebäude. Hier saßen wir wohl zwei Stunden, bis wir abgefertigt wurden. Der Hunger und die Müdigkeit überwältigten uns fast, dazu kam noch eine große trockene Hitze. Auf unser Drängen nach Quartier und Essen wurde uns erklärt, ersteres werde erst in Aussicht gestellt, und essen können wir im „Dom-Prisjedsch“. Der Quartiermeister, seines Zeichens Kosak, führte uns in ein kleines gemauertes Haus, von außen her hübsch anzusehen. Wir bekamen ein großes Zimmer und eine Küche. Bemerkten möchte ich noch, daß wir nur zweimal in dem Haus für Ankommende aßen, denn mitgebratene Schwaben sind nicht jedermanns Sache. Wir lebten also von Brot und Tee, bis endlich unsere Koffer mit den Lebensmitteln eintrafen. Das Mobiliar in unserem Zimmer bestand aus zwei eisernen Betten, Tisch und mehreren Stühlen. Die Kopfstützen

stiegen gleich am ersten Abend hinaus, denn die Läuse aus den-
selben hatten große Lust, ihr Quartier zu wechseln. In der Küche
befand sich nichts als ein Herd. Ich bat unseren Kofak, mir Koch-
geschirr zu beschaffen. Er suchte nur mit den Händen. Der
Direktor der Anlage stellte meinem Mann Geld und das Auto zur
Verfügung zur Beschaffung von Küchengerät.

Aber auch in der Stadt war nicht der kleinste Kochtopf aufzutreiben.

Ich suchte mir also kurz entschlossen zwei flache eiserne Blumen-
vasen in der staatlichen Verkaufsstelle aus und kochte darin.
Gemüse und überhaupt Gerichte, welche Platz beanspruchten, bereitete
ich in der Waschkübel. Zwar war die ganze Sache nicht sehr
appetitlich, aber der Mensch muß sich zu helfen wissen.

Einige Worte über die Lebensmittelbeschaffung. Ich bekam von
der Verwaltung einen Schein, der mich zum Ankauf aller Lebens-
mittel berechtigte, die in der Kooperative bzw. im Lager vorhanden
waren. Ich kaufte dort Zucker, Mehl, Eier, Streichhölzer und
Zigaretten, sogar einige Hundekeulen bekam ich.

Fleisch bekam ich in den sechs Wochen nur einmal.

Ich hätte es wohl kaufen können, sofern es welches gab, aber es
wäre lebensgefährlich gewesen, mit dem Schein hinzugehen und
Fleisch zu verlangen. Die Frauen, welche dort anstanden, waren
sehr erbittert und es hätte zu einer Katastrophe geführt, wenn
ich, ohne mich anzustellen, noch dazu als Ausländerin, Fleisch gekauft
hätte. Beim Anstellen nach Milch ist sowieso schon der Föll ein-
getreten, daß eine Frau von anderen mit den Flaschen erschlagen
wurde. Ich richtete mich also mit meinen Esba-Leibgerichten so gut
ein wie es ging, kochte dann überhaupt nur jeden zweiten
Tag, um recht lange mit den Vorräten hauszuhalten.

War nun das Klima schuld oder ein anderer Umstand, jedenfalls
pockte mich ziemlich heftig das Fieber. Als die Krankheit im Beginn
war, bestellte mein Mann einen Arzt. Es erschien dann auch eine
junge Frau, vielleicht 23 Jahre alt, aber sie wußte nicht, was mir
fehlte. Sie lachte ein bißchen und ging dann wieder. Es war dies
eine Ärztin für innere Krankheiten aus dem Krankenhaus. Mein
Zustand verschlechterte sich jedoch derart, daß mein Mann selbst zur
Krankenhausbaracke ging und einen Arzt herbeischleppte. Dieser
durchschaute sofort den Ernst der Sache und ordnete meine Über-
führung in die Krankenbaracke an. Es kam dann auch ein Pferd,
welches einen langen Plattenwagen hinter sich herzog. In Lak-
en gewickelt legten sie mich darauf und los ging's. Es muß eine hübsche
Fahrt gewesen sein. Soviel Besinnung hatte ich jedoch noch, um eine
fürchterliche Angst vor dem dortigen Krankenhausaufenthalt zu haben.
Der Kutsher erzählte jedem, der es wissen wollte, und es waren
viele neugierig, daß hier auf dem Wagen eine „Kjemjekka“ =
Deutsche, liegt. Man trug mich in ein Bett und gab mir mehrere
Spritzen.

Als Ausländerin behandelte man mich besonders gut.

Ich bekam sogar Eisbeutel, was bei der Knappheit desselben all-
gemeine Verwunderung erregte. Alle halbe Stunde wurde Fieber
gemessen. Der Hauptarzt, welcher mich behandelte, war sehr korrekt
und gewissenhaft, und ich habe dem Manne jedenfalls mein Leben
zu verdanken. Außer mir lagen noch drei Frauen in dem Raum.
Jeden Morgen kam eine Schwester und teilte die Zuckerration
für den Tee aus. Es bekam jede einen Löffel voll, den sie sich in
Ermangelung eines anderen Platzes in einen Zippel des Lakens
einbanden. Mittags gabs Griesuppe mit Kartoffeln und abends
Tee. Da die Verpflegung für mich ganz unbrauchbar war, ver-
sorgte mich mein Mann täglich mit allem, was ich brauchte. Es
erregte bei meinen Leidensgenossen großes Erstaunen, wenn mir
mein Mann Butterbrot brachte, Kakao oder Keks. Eine blecherne
Zigarettenschachtel, die mir als Zuckerschäler diente und immer gut
gefüllt war, staunten sie besonders an. Daß ich diese Herrlichkeiten
nicht allein genoß, war selbstverständlich. Da meine Sprachkenntnisse
durch meinen früheren Aufenthalt in Rußland schon ganz gute waren,
konnten wir sogar der Unterhaltung pflegen. Das Hauptinteresse
dieser Frauen galt natürlich den Zuständen in Deutschland.
Die erste Frage, die ich beantworten mußte, war die nach dem
Preis der Butter in Deutschland, und wie bei uns die
Rationierung gehandhabt wird. Auf meine Antwort, daß wir
kaufen können, soviel wir wollen und können, ebenfalls sämtliche
anderen Lebensmittelprodukte und Textilwaren, waren sie höchst
erstaunt. Außerdem sollte ich ihnen durchaus sagen,

in welcher deutschen Stadt der Zar lebt.

Sie wollten absolut nicht glauben, daß er nicht mehr am Leben ist,
und auf meine Bemerkung, er wäre in der Revolution erschossen
worden, wehrten sie mit ganz überlegenen Mienen ab. Diese Frage
wurde uns noch oft gestellt.

Mein Bett, in dem ich lag, befand sich in einem Zustand, daß
am vierten Tage der Körper vollkommen wundgeschwärt war. Auf
mein Drängen entließ mich dann auch der Arzt und ich konnte
wieder heimgehen.

Kurz nach meiner Entlassung brach in dem Ort der Typhus aus.
In wenigen Tagen hatten wir 52 Fälle. Wir packten unsere Koffer
und traten die Heimreise an. In der Bahn von Rostow nach
Charkow hatten wir in der zweiten Klasse ein charakteristisches
Erlebnis. Der Rußengehilfe war ein deutschsprechender Herr, seines
Zeichens Regisseur. Er freute sich, mit uns zusammen zu fahren,
und bot uns Zigaretten an. Bald war das Gespräch über die
Politik in vollem Gange. Unser Reisegenosse bedauerte sehr, daß
uns die Verhältnisse zur Flucht trieben. Er war sehr optimistisch
und sah nach Beendigung des Fünfjahresplanes eine rosige
Zukunft vor sich. Aber beim Auffuchen der Schlafplätze
entdeckten wir Wanzen. E. K. A.

Im goldenen Käfig.

Missionärsfinder verkümmern im Kapitalismus / Opium als Schlafmittel

Mutter — „die feine Dame.“

Enthüllungen amerikanischer Kindermädchen erregen in der
New-Yorker Presse berechtigtes Aufsehen. Die Memoiren dieser
Hausangestellten umfassen nicht etwa mittelbürgerliche oder gar
proletarische Zustandschilderungen — nein — sie haben die Bissen
der Dollarmillionäre zum Milieu.

„Zehn Jahre lang“, so berichtet ein Kindermädchen, „habe ich
kleine Millionäre, die elegante Wagen und luxuriöse Babyausstat-
tungen besaßen, gebadet, angekleidet, gefüttert, beiрут und in den
Parks von New York spazieren gefahren. Jetzt bin ich selbst mit
einem kleinen Kaufmann aus dem Lande verheiratet und habe drei
Kinder, die nie die Bekanntheit von leidengefüllten Betten ge-
macht haben. Unser als alt gekaufter Kinderwagen hat im übrigen
das viele Fahren, das Krabbeln und Hopfen unserer drei Kleinen
gut überstanden. Ich beneide niemanden um den Luxus, den meine
Kinder entbehren mußten, denn sie haben stattdessen ihre
Mutter gehabt — und das bedeutet weit mehr als der Luxus
sämtlicher Missionärsfinder, denen ich begegnet bin. Ich war erst
17 Jahre alt, als ich das erstemal in Mrs. van Durs imposanten
Palast mitten in der feinsten Gegend der fünften Avenue eintrat.
Die Gnädige benötigte

eine Hilfe für das Kinderfräulein,

deren Obhut die beiden erst kürzlich geborenen Zwillinge anvertraut
waren. Mir fiel die grobe Arbeit zu — Windeln waschen —

Flaschen spülen — das Kinderzimmer reinigen — das Kinder-
fräulein bedienen. Da ich aber von jeher kinderlieb war,
versuchte ich's, mich auch an die Zwillinge selbst heranzupirschen.
Der Junge war kräftig und gedieh unter der regelgebundenen
Pflege. Aber das kleine Mädchen — Gloria — wollte nicht so recht.
Sie war eine zarte Knospe — und keine noch so gut ausgebildete
Kinderpflegerin vermochte sie zur Entfaltung zu bringen. Auf
Grund meiner Beobachtungen entschloß ich mich dazu, meine eigene
Theorie in die Praxis umzusetzen. Ich war nämlich fest davon über-
zeugt, daß das Kind vor allen Dingen einer

kleinen Ration täglicher Liebe bedurft.

Alles andere hatte sie in Hülle und Fülle. Ich hatte indessen nie
gesehen, daß Gloria se einen Ruh empfangen hatte oder
ein zärtliches Wort. Die Mutter pflegte einmal am Tage zu in-
spizieren oder kurz vor der Fahrt in eine Gesellschaft „mal
reinzuschauen“. In aller Heimlichkeit fing ich an, Gloria zu lieb-
losen oder ich nahm sie auf und drückte sie an mein Herz, indem ich
ganz leise ein Kinderlied summite. Nach wenigen Tagen schon er-
kannte sie mich und streckte die Arme aus, sobald ich auf der Bild-
fläche erschien. Ihre Wangen röteten sich — der Appetit wurde
angeregt. „Die Medizin vollbringt doch wirklich Wunderwerke!“
meinte das nach allen Regeln der Kunst ausgebildete Kinderfräulein.
Glorias Hunger nach Zärtlichkeit wurde gestillt, und das war ihrer

Entwicklung förderlich. Selbstverständlich äußerte ich nicht meine Gedanken — es wäre überflüssig gewesen. Schließlich bekam ich die Erlaubnis, das Kind zu baden, da es schrie, wenn jemand anders als ich sie anrührte. Nach einem Jahre wurde die kostspielige Pflegerin verabschiedet, und ich avancierte zum Kinder mädchen — eine große Ehre für mich, denn im allgemeinen verlangen die reichen Leute gute Empfehlungen, die von größerer Wichtigkeit zu sein scheinen als ein sympathisches Wesen oder ausgeprägte Liebe für Kinder. Von Durs Kinder besaßen sich bei mir in guter Obhut, darf ich wohl sagen. In den Parks hatte ich nun reichlich Gelegenheit, die Bekanntschaft anderer Millionärskinder und ihrer Pflegerinnen zu machen. Mir wurde bei dieser Gelegenheit auch klar, weshalb

diese Kinder oft schwächer und kränklicher sind als die Kinder des Mittelstandes oder des Proletariats.

Während ich mit anderen Mädchen auf einer Bank saß — die Kinder schliefen in ihren fein lackierten Equipagen — sagte plötzlich Ida, die auch einen angehenden Millionär betreute: „Mache dich heute abend etwas eher frei — es werden auch zwei junge Herren kommen.“ „Ich werde nicht vor halb acht Uhr kommen können. Die Kinder schlafen nicht eher“, entgegnete ich. Erstaunt rief sie die Augen auf und starrte mich an.

„Gib ihnen doch einen Tropfen Opium!“

Das bekommt mein Junge immer; dann schläft er wie ein Loter, und ich brauche keine Angst zu haben, daß er aufwacht und schreit.“ — — —

Als meine Zwillinge fünf Jahre alt waren, mußte ich mich leider von ihnen trennen, um einer Kindergärtnerin Platz zu machen. Ich kam zu Hardy. Die dreijährige Sylvia und ihr kleiner Bruder wurden oft dreimal wöchentlich zu teuren Kinderspezialisten gefahren. Beide Kinder hatten die englische Krankheit — eine Erscheinung, die bei den „oberen Zehntausenden“ typisch ist. Trotz aller Pflege blieben sie bleich und schwammig mit alten, müden Gesichtern. Wie sorgfältig die Speisen auch immer zubereitet sein mochten — die Kinder heulten immer, wenn sie essen sollten. Schließlich erklärte sich ihr Zustand auch aus der Tatsache, daß sie die Mutterliebe entbehren mußten, die wichtiger ist als alle Diätformen und wissenschaftlich zubereiteten Mahlzeiten. Mr. und Mrs. Hardy waren aber zu stark mit der Registrierung ihrer Scheidung beschäftigt, um auch nur das geringste Interesse für die Kinder aufzubringen. Sylvia nannte

Ihre Mutter „die seltsame Dame“

und hätte ihren Vater nie auf der Straße erkannt. Das Wort „Mutter“ existierte nicht in ihrem Wortschatz — und als sie einmal sah, wie im Park ein Vater mit seinem Jungen spielte, fragte sie erstaunt: „Wieso hat dieser Junge einen Mann als Kindermädchen?“

Ein froher Tag für die armen Millionärskinder nahm ein Ende mit Schrecken. Ich stieß mich mit ihnen in die Untergrundbahn und fuhr zu einer Verwandten, die in einer Vorstadt ein kleines Landhaus hat. In dieser Familie gab es sechs lebensfrohe, spielmütige und gesunde Kinder, so daß das Spiel bald im Gange war — im Sandkasten wurden Kuchen gebacken, am Küchentisch tranken sie Milch und aßen Zwiebäcke — schließlich spielten sie Pferd und Kelter — und trauten durchs ganze Viertel. Der Fubel war ohrenbetäubend, und es wurde schwer, meine kleinen Millionäre wieder mit nach Hause zu bekommen. Leider gab es dann auch noch eine Verkehrsstörung — aber ausgerechnet, während ich mit meinen beiden Zöglingen in der Untergrundbahn saß, hatte Mrs. Hardy den letzten Einfall, ins Kinderzimmer zu blicken. Als sie dann später erfuhr, daß ihre kostbaren Kinder in einem gewöhnlichen Buge gefahren waren und außerdem noch

mit den Kindern „gewöhnlicher“ Leute in der frischen Luft gespielt

hätten, wäre sie fast in Ohnmacht gefallen — und ich erhielt stehenden Fußes meinen Abschied. „Großer Gott — wer weiß, was die Kinder jetzt für Bazillen aufgefangen haben! Sie können ja angesteckt sein! Nicht auszusenden! Ob ihnen schnell ein antiseptisches Bad! Sylvia hat offenbar schon Fieber. Und Peter ist ganz mott!“ Sie begriff nicht, daß Sylvias Wangen vom Spiel gerötet waren und ihre Augen vor Freude glänzten — der Junge war einfach nach seinen ersten Erfahrungen und Anstrengungen beim gefunden und unverfälschten Kinderspiel ermüdet. Aber diese „Dame“ verstand nichts davon! Traurig und bekümmert packte ich meine Koffer und verließ die Kleinen, die nie wieder im Sande spielten oder sich mit anderen Kindern nach Herzenslust tummeln würden. — — Das sind meine Erfahrungen in amerikanischen Millionärskreisen — und die anderer Mädchen unterscheiden sich in nichts davon.“

Vier Tage.

Der deutsche Krieg und das Leben im Schützengraben, alles dies hat seine Spuren an uns hinterlassen. Alle sind wir dadurch mehr oder weniger krank und heruntergekommen.

Bei dem einen sind die Nerven zerrüttet, beim anderen ist der Bauch nicht in Ordnung, beim dritten funktioniert irgendein Organ nicht ganz so pünktlich wie es sollte. Das alles sind die Folgen.

Ueber meine Gesundheit kann ich eigentlich nicht klagen. Ich fühle mich wohl. Fresse tüchtig. Der Schlaf ist normal. Und doch bin ich jeden Augenblick darauf gefaßt, die Folgen dieser Schützengräben auch an mir zu verspüren.

Es ist noch nicht lange her, da stand ich einmal vom Bett auf. Ich zog mir, wie ich mich heute noch erinnere, gerade die Stiefel an. Da sagte meine Frau zu mir:

„Was hast du heute, Banja,“ sagte sie, „für eine graue Gesichtsfarbe. So eine ungesunde Gesichtsfarbe hast du.“

Ich schaute in den Spiegel. Wahrhaftig, eine entsetzliche Farbe. Sie schreht nach einem ziegelroten Schnaps.

Da hast du die Versicherung, denke ich, das ist der Schützengraben. Vielleicht schlägt das Herz nicht richtig, oder irgendein anderes wichtiges Organ. Deshalb bin ich wohl so grau.

Ich fühle meinen Puls — der geht ganz langsam, doch er geht. Aber im Inneren fühle ich irgendeinen Schmerz, einen unbestimmten, dumpfen Schmerz.

Traurig zog ich mich an und ging ohne Frühstück zur Arbeit. Ich komme zur Arbeitsstätte und denke — wenn jetzt irgendein Teufel mir noch etwas über mein Aussehen oder meine Gesichtsfarbe sagt, — gehe ich unbedingt zum Arzt. Da setzt man und setzt plötzlich — bums — stirbt man. Das kommt vor.

Fünf Minuten vor elf war es, ich erinnere mich, als wäre es heute gewesen, da kommt der Beste Meister, Schittow, auf mich zu und sagt:

„Joan, Läubchen, ja, was ist denn mit dir? Schrecklich schlecht siehst du heute aus. Krank siehst du aus, ganz erdfarben.“

Diese Worte gaben mir einen Stich ins Herz. Herrgott denke ich, meine Gesundheit ist ganz zerrüttet. Ausgehupst. Und wieder fing der dumpfe Schmerz im Innern an zu bohren. Kaum, wissen Sie, habe ich mich nach Hause geschleppt. Wollte sogar die Rettungs-wache alarmieren. So trock ich nach Hause. Fiel aufs Bett. Da lag ich nun. Meine Frau heult. Lammert. Die Nachbarn kommen und stöhnen.

Am anderen Morgen stehe ich ganz zerfurcht auf und lasse schleunigst einen Arzt holen. Er kommt und sagt — Simulation.

Believe hätte ich den Arzt für diese Worte tolgelacht. Ich werde euch schon zeigen, Simulation, sag' ich. Gleich darauf verlaufe ich meinen letzten Rod, setz mich hin und fahre zum Professor.

Ich machte mich also zurecht, um zum Professor zu fahren. Zog frische Wäsche an und rasierte mich. Ich fahre mit dem Rasiermesser über die Wache, wische die Seife ab — da seh ich — die Wache ist weiß, gesund und schimmert rosig. Schnell reibe ich meine Physiognomie mit einem Lappen ab und sehe — die graue Farbe geht tabellos ab.

Meine Frau kommt und sagt:

„Du hast wohl, Banja, schon eine Woche die Frage nicht abgepflegt?“

Ich sage: „Eine Woche, das ist ausgeschlossen — was du dir ausdenkst, dumme Gans. Aber, sag ich, vier Tage, das könnte wohl stimmen.“

Die Sache ist nämlich die, daß es bei uns in der Küche elend kalt und ungemütlich ist. Wie kann man da Lust haben, sich zu waschen. Und wie sie alle über mich hergefallen sind mit Ach und Weh, wissen Sie, da war mirs schon gar nicht nach Waschen zu muten. Naun, daß ich ins Bett gekrochen bin. Jetzt aber wusch ich mich schleunigst, rasierte mich, band eine Krawatte um und ging, frisch wie ein Apfel zu meinem Freunde.

Und die Schmerzen sind gleich gelinder geworden. Und das Herz schlägt auch ganz leblich.

Michael Sostschenko.

Kindergeist.

Mein dreijähriger Neffe hatte die schreckliche Angewohnheit, mit dem Finger in der Nase zu bohren. Da alles Reden im guten und bösen nichts half, kam ich eines Tages auf die Idee, ihm zu sagen: „Du wirst so lange bohren, bis der Finger abbricht und in der Nase stecken bleibt, dem Dpa ist das als kleinen Jungen auch passiert. Dpa, zeige mal Bubi deine Hand mit dem abgebrochenen Finger.“ (Mein Vater zeigte ihm die Hand, an der ihm bei einem Unfall ein Finger verloren gegangen war.) Das war ihm nun doch mächtig nahegekommen, und er tat es nun nie wieder.

Wir hatten diese Episo'e längst vergessen, als eines Tages Bekannte mit einem kleinen Kinde zu uns kamen. Als mein Neffe — gleich uns — sah, daß das Kind den Finger in die Nase steckte, sagte er zu unserem größten Entsetzen: „Du wirst auch so lange bohren, bis dir der Finger abbricht, meinem Dpa ist auch dabei ein Finger abgebrochen!“ — —